

Profession und Disziplin

Ein Schreibgespräch über den Weg durch die Fächer, Schreibdidaktik als Feldforschung (und – nebenbei – die Rettung der Schriftkultur)

Andrea Karsten, Jan Weisberg

Vorbemerkung

Die Idee zum folgenden Schreibgespräch stammt aus früheren Gesprächen miteinander und mit anderen über die Frage, wie sich unser Feld der Schreibdidaktik und Schreibberatung an Hochschulen in Deutschland und die damit verbundenen großen und kleinen Forschungsbemühungen zukünftig entwickeln sollen und werden. Anlass für dieses Gespräch ist die Kontroverse, ob unser Tätigkeitsfeld eine Profession bleiben oder eine Disziplin werden sollte. Aus unserer Sicht hat sich diese Kontroverse besonders in zwei jüngeren Konferenzen verdichtet – einmal auf der HoC-Tagung „Professionalisierung von Schlüsselqualifikationsangeboten: Woher wissen wir, was wir tun?“ im Oktober 2017 in Karlsruhe und einmal auf der Tagung „Schreibwissenschaft – eine neue Disziplin?“ in Klagenfurt im Mai/Juni 2019.¹ Die Kontroverse wird aus unserer Sicht freundlich, aber energisch geführt, denn für beide Seiten geht es um viel: Die einen versuchen intellektuelle Anerkennung, Reputation und Karrierechancen zu gewinnen, die anderen versuchen die außergewöhnliche intellektuelle Libertät, Solidarität und Warmherzigkeit dieses dritten Raumes im Hochschulsektor zu bewahren. In diesem Schreibgespräch denken wir über einen möglichen dritten Weg nach, der irgendwann vielleicht zu beidem führt: zu Profession und Disziplin. Der hier dokumentierte Text ist ein authentisches, schriftlich im Chat-Format produziertes Gespräch von zwei Kolleg*innen mit unterschiedlichen Arbeitsschwerpunkten: der selbst gerne forschenden Koordinatorin des Kompetenzzentrums Schreiben der Universität Paderborn und dem stärker didaktisch orientierten Leiter der Schreibwerkstatt im Servicezentrum Lehre der Hochschule Hannover. Das Gespräch entstand im April 2020 im spontanen Wechselspiel. Es verhält sich zu einem wissenschaftlichen Aufsatz in etwa so wie ein Gespräch in der Kaffeepause einer Konferenz zu einem Plenarvortrag. Aus diesem Grund wurde der Text nur sanft redigiert und auf die Dokumentation der intertextuellen Bezüge weitgehend verzichtet.

¹ Zu diesen Diskurseindrücken kommt noch jeweils ein Aufsatz, den wir im Anschluss an je eine dieser Tagungen zusammen mit Kolleg*innen geschrieben haben (Kreitz/Röding/Weisberg 2019 und Girgensohn/Haacke/Karsten 2020, im Druck).

Das Schreibgespräch

ANDREA: Hallo Jan, wo fangen wir nur an? Ich glaube, ich steige einfach mit einem Perspektivenwechsel ein. Und zwar in Form einer Frage, wie ich sie gerne auch in Schreibberatungen stelle: Wenn wir mal annehmen – nur annehmen – dass wir uns als Feld der Schreibdidaktik, -beratung und -forschung irgendwann jenseits der Frage befinden, ob wir gerne eine Disziplin oder eine Profession wären oder nicht und, wenn ja, was für eine. Was glaubst du, was du zu diesem Zeitpunkt sagen würdest, was dein größter Beitrag zu diesem Feld war? Egal ob daraus dann eine Disziplin oder eine Profession oder nichts dergleichen geworden ist. Erst mal einfach: Unser Feld, aber nachdem sich diese Fragen um Disziplinwerdung und Professionalisierung gelöst haben. Was hast du dann zu diesem Feld beigetragen? Ich frage das dich, aber ich meine vielleicht gar nicht so sehr dich als Individuum, sondern dich in deiner Rolle als Schreibdidaktiker, Schreibberater und Mensch, der sich an einem Schreibzentrum in irgendeiner Form um das Schreiben von Menschen an einer Hochschule kümmert.

JAN: Hallo Andrea, schwierige Frage – aus meiner Sicht sind es mehrere Dinge, die wir in unserer Generation im Feld geleistet haben. Die erste Generation, u. a. Bräuer, Frank, Kruse, Ruhmann, hat das Feld im deutschsprachigen Raum erschlossen. Die zweite Generation, u. a. Brinkschulte, Girgensohn, Lahm, Sennewald, hat das Feld durch die Gründung weiterer Schreibzentren und mit der Konzeption von schreibdidaktischen QPL-Projekten ausgebaut und durch die Verbreiterung der konzeptionellen und methodischen Basis und die Gründung der Fachgesellschaft strukturiert und organisiert. Wir, die dritte Generation, haben, teils den Protagonist*innen der zweiten Generation folgend, die akademischen Fächer erobert. Dadurch sind wir zunächst zu einer etablierten und anerkannten Profession geworden und haben dabei ein gemeinsames fachliches Selbstverständnis entwickelt, auch über unsere Methoden der Wissensproduktion. Dieser Selbstverständigungsprozess über unsere Methoden der Wissensproduktion war notwendig, weil wir in der Zusammenarbeit mit Lehrenden und Forschenden in den akademischen Fächern deren fachspezifische literale Praktiken explizieren mussten. Durch diese Arbeit haben wir uns zunehmend professionalisiert und sind, *en passant*, auch zur Disziplin geworden.

ANDREA: Mich würde interessieren: Wie haben wir „die akademischen Felder erobert“, wie du sagst? Kannst du das ein bisschen näher beschreiben? Was hat unsere Generation, von der du schreibst, ganz konkret getan – zu diesem Zeitpunkt in der Zukunft, wenn wir vielleicht (oder auch nicht) eine Profession oder eine Disziplin geworden sind?

JAN: Zur Zeit des Endes der zweiten QPL-Phase ist immer deutlicher geworden, dass wir ein gesamtgesellschaftliches Ausbildungsproblem im Bereich der allgemeinen und – in der Folge auch – der fachlichen literalen Kompetenzen hatten. Dadurch ist die fachliche Ausbildung in den Hochschulen zunehmend unter Druck geraten. Das fachliche Wissen wird ja – wie man sehen kann, wenn man genau hinschaut – in allen akademischen Fä-

chern schriftlich erarbeitet, gespeichert und weitergegeben. Und mit diesem schriftlichen Arbeits- und Kommunikationssystem kam damals ein zunehmender Teil des Nachwuchses zunehmend schlechter zurecht. Um die fachliche Lehre zu retten (zunächst nur die Qualität, etwas später dann die Lehre selbst) haben immer mehr Fachlehrende und dann auch Studiengangsleiter*innen und schließlich ganze Kollegien mit Schreibdidaktiker*innen zusammengearbeitet und das fachliche Schreiben bewusst gefördert – zunächst durch Seminarkonzepte, dann durch Lehrmethoden, schließlich durch Anpassung der Curricula der Studiengänge. In dieser Arbeit sind aus Schreibberater*innen Feldforscher*innen geworden, die die literalen Praktiken von Fachgemeinschaften untersucht, expliziert und schließlich auch vermittelt haben. Diese forschende Didaktikentwicklung hat wechselseitige Lernprozesse bei Schreibdidaktiker*innen und Fachlehrenden ausgelöst und zu einer hohen Anerkennung der Schreibdidaktiker*innen im Hochschulsystem geführt. Diese Arbeit war sehr erfolgreich. Heute können wir sagen: Wir haben die Schriftkultur gerettet. (Oh, oh, das ist vielleicht ein bisschen dick aufgetragen, aber ich sehe das so.)

ANDREA: Das macht doch erst mal nichts. ;)

JAN: Ja, so in diese Richtung. Ich glaube, dass wir erst am Anfang des kollaborativen Lernprozesses unserer Generation stehen.

ANDREA: Ich hake an einer Stelle ein, die ich sehr spannend finde. Du schreibst, dass Schreibberater*innen zu Feldforscher*innen geworden sein werden. Das fände ich sehr gut, und vielleicht können wir darüber gleich noch ein bisschen mehr sprechen? Ich habe oft den Eindruck, dass viele Kolleg*innen kein besonders großes Interesse daran haben, Feldforscher*innen zu werden. Oder vielmehr: Dass sie nicht unbedingt auch der Meinung sind, dass die Menschen in den Fächern viel über das Schreiben zu sagen haben. Eher: Die Schreibdidaktik hat ihr Bild vom Schreiben und das gilt es, an die Frau oder den Mann zu bringen. Jetzt ist also meine Frage an dich: Zu diesem Zeitpunkt in der Zukunft – wie ist es dazu gekommen, dass ein Großteil der Kolleg*innen angefangen hat, sich für das Schreiben in verschiedenen Fächern zu interessieren und Expertise an die Menschen in den Fächern abzugeben? Ich könnte auch sagen: Wie haben wir, die diese Haltung richtig oder zumindest hilfreich oder einfach spannend finden, die anderen wohl dazu gebracht?

JAN: Na ja. Viele von uns sind in die Fächer gegangen. Manche, weil dort Schreibkurse, differenzierende Förderkonzepte und Angebote bzw. Maßnahmen zur Individualförderung benötigt und auch finanziert wurden. Andere, weil sie sich aus ihrem eigenen fachlichen Interesse heraus für die Kultur- und Fachspezifik der Schreibpraktiken interessiert haben. Da haben jedenfalls bspw. Romanist*innen Kurse für angehende Elektroingenieur*innen gegeben, die konkrete Hilfe beim Schreiben ihrer Abschlussarbeiten brauchten. Diese Kurse wurden von Fakultätsräten beschlossen und von Fakultäten finanziert.

Und die haben nicht für (aus ihrer Sicht: obskure) selbstreflexive prozessorientierte Methoden bezahlt, sondern für präzise und effiziente Fördermaßnahmen. Die Teilnehmer*innen wollten wissen, wie sie mit wenig Aufwand funktionale, also in der Regel verständliche und fachlich präzise Texte schreiben können: Wie sehen gute Texte in diesem Fach aus? Welche Informationen werden in der Einleitung eines kurzen Berichtes erwartet? Welche Standards müssen in diesem Fach bei der Dokumentation von Projektarbeiten erfüllt werden? Ohne die Bereitschaft, die konkreten Praktiken in einem solchen Fach genau anzuschauen und die Fachvertreter*innen zu befragen, um die Praktiken zu verstehen, kann dort niemand mehr als einen Kurs geben. Man muss das Fach durch teilnehmende Beobachtung sukzessive verstehen lernen und merkt, dass die Fachkulturen eigenartige Praktiken herausgebildet haben, die in der Regel in Bezug auf die fachlichen Zwecke hochfunktional sind.

ANDREA: Mehrere Fragen tun sich da für mich auf. Erstens frage ich mich, wieso die Elektroingenieur*innen überhaupt das Schreibzentrum kontaktiert haben, wenn ihre eigenen Praktiken hochfunktional sind. Ich will alles andere als absprechen, dass diese Praktiken funktional sind. Mich interessiert vielmehr, woher der Bedarf kommt – oder wie er erkannt wird. Und was die Leute eigentlich erwarten, wenn sie ein Schreibzentrum kontaktieren. Damit verbunden: Was glauben Leute eigentlich, wie gute Texte auszusehen haben? Woher wissen sie das bzw. wissen, wann ihre Studierenden keine guten Texte schreiben? Und was glauben sie, was wir ihnen bieten können? Und im Anschluss: Passt beides immer zusammen – Bedarf und Angebot?

Eine zweite Frage, die ich habe, ist damit ein bisschen verwandt. Wie schaffen wir es a) diese Praktiken überhaupt verstehen zu lernen? Und b) sie dann in eine noch funktionalere Variante zu „verwandeln“? Also herauszufinden, was das Schreiben in genau diesem oder jenem Fach tatsächlich noch passender, noch besser macht.

Ein bisschen viele Fragen auf einmal, ich weiß ...

JAN: Zuerst zu deiner zweiten Frage, „Wie schaffen wir es, diese Praktiken überhaupt verstehen zu lernen?“ Meine Antwort ist: Sich selbst zurücknehmen, hingucken, zuhören, nachfragen, sich auch für die Inhalte interessieren, Wertschätzung verschenken. Wichtiger als eine präzise durchreflektierte Methode ist in dieser Form der Feldforschung (und zum jetzigen Entwicklungsstand unserer Profession) die persönliche Haltung, der fremden Fachkultur mit Neugierde und Offenheit zu begegnen und sie andauernd besser verstehen zu wollen.

Und zum zweiten Teil der Frage, wie wir es schaffen, sie dann in eine noch funktionalere Variante zu „verwandeln“: Nee – zunächst kann ja der Anspruch gar nicht sein, die Praktiken der Fächer zu verbessern. Wenn man in den Praktiken Muster erkennt oder vielleicht sogar von den Mitgliedern der Fachgemeinschaft Regeln genannt bekommt, kann man diese Muster und Regeln immer wieder besprechen in dem Sinn, dass man sie sich von Mitgliedern der Fachgemeinschaft erklären lässt. Kurse oder Beratungsgespräche

können eigentlich zunächst nur so funktionieren. Man spricht über die Muster und Regeln, die man bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt zu sehen meint und im günstigen Fall bereits iterativ validiert hat. Wenn jemand einen konkreten Verbesserungsbedarf zu einer Textstelle oder einem Muster äußert, kann man nachfragen, was diese Person an dieser Stelle tun will (Sprachhandlung, Textfunktion). Und dann kann man sagen, was man selbst beim Lesen denkt. Und dann kann man nachfragen, welche Möglichkeiten (Varianten) die Person sieht. Und dann kann man vielleicht etwas anbieten, das man aus einem anderen Bereich kennt. Aber vorschreiben oder verbessern kann man da als fachfremder Mensch erst mal nichts. Dass ändert sich erst, wenn man einen Lehrauftrag der Fachgemeinschaft bekommt. Dann kann man im Kontext des Lehrauftrages das bereits validierte Erlernte als Gegebenes weitergeben und es den anbefohlenen Studierenden vorschreiben und verbessern. Aber bis dahin UND sofort danach: Nichts. Es ist eine Übung in Bescheidenheit.

Zu deiner ersten Frage: Der Bedarf entsteht in den Fächern, weil ein zunehmender Teil der Auszubildenden unverhältnismäßig viel Zeit und Aufmerksamkeit braucht, um die schriftlichen Arbeiten und Prüfungsleistungen zu verfassen. Diese Zeit und Aufmerksamkeit gehen von der Arbeit an den fachlichen Inhalten ab. Im Ergebnis haben die Lehrenden es mit (aus ihrer Sicht) im Vergleich zu früher schlechten Texten und schlechten Inhalten zu tun. Und dadurch gerät die gesamte Fachlehre unter Druck.

Welche Kriterien gute Texte erfüllen müssen, unterscheidet sich meiner Erfahrung nach von Fach zu Fach und oft auch von Lehrender*in zu Lehrender*in. Aber im Allgemeinen müssen Texte als fachliche Arbeits- und Kommunikationsmittel vor allem Anderen auf Adressat*innen bezogene Funktionen erfüllen. Dazu müssen Texte in der Regel verständlich sein, die fachlichen Konventionen und die Vorgaben der Lehrenden bzw. Prüfer*innen (ggf. auch der Führungskräfte) und Organisationen erfüllen und in einer geeigneten Struktur überzeugende fachliche Inhalte transportieren. Sind diese Kriterien nicht oder nur unzureichend erfüllt, bewerten Fachlehrende meiner Erfahrung nach Texte als schlecht. Die Erwartung an die Schreibdidaktiker*innen ist dann: Löst die Probleme unserer Studierenden (und damit unsere), denn wir können ihnen irgendwie nicht helfen. Und das stimmt: Viele Fachlehrende sind Expert*innen ihrer Fächer, können aber die fachlichen literalen Praktiken nicht hinreichend explizieren, beschreiben und erklären. Ihnen fehlen die Begriffe.

ANDREA: Die berühmte Berater*innen-Perspektive ist es also, die hilft ... Und ich meine jetzt eben gerade nicht eine Beratung aus Expert*innen-Sicht, sondern Beratung eher im Sinne von Prozessbegleitung, wie sie etwa auch im Coaching, in Familienberatungssettings oder in der Sozialen Arbeit durchgeführt wird (Erst kürzlich hat übrigens eine studentische Schreibberaterin aus unserem Team einen sehr schönen Text aus Peer-Perspektive zu diesem Thema geschrieben, Lebock 2020). Letztlich gehen alle Formen der Prozessbegleitung auf therapeutische Ansätze zurück, bei denen die Rat suchende Person als Expert*in für ihre eigene Situation verstanden wird. Für Schreibberater*innen und

Schreibdidaktiker*innen heißt das also: Verstehen wollen und Denkhilfe sein, ohne Ratsschläge „von außen“ oder gar „von oben“ zu geben, egal ob sie mit Studierenden, einzelnen Lehrenden oder ganzen Fächern arbeiten. Und diese Perspektive hilft dennoch – oder besser: gerade deshalb – so sehr, weil sie bei diesem Verstehen-Wollen Dinge benennt, Konkretheit und Beispiele einfordert und dadurch auch gerne „einfache“ Wahrheiten in Frage stellt.

JAN: Ja, und das ist doch eigentlich eine ethnographische Methode, oder? Ich würde beim Versuch, die sozialen und individuellen Praktiken der Personen eines Feldes zu explizieren und zu verstehen, aber die Wahrheiten im ersten Schritt nur aufnehmen. Erst wenn ich einen Veränderungsauftrag bekomme, würde ich die Wahrheiten antasten. Aber verstehen wollen. Das muss ich. Und das ist gleichzeitig eine Form von Forschung. Auch wenn viele Kolleg*innen diese Forschung gar nicht als wissenschaftliche Forschung wahrnehmen: Wir machen diese Forschungsarbeit bei unserer alltäglichen Arbeit im Feld, Tag für Tag, weil sie für das Gelingen unserer Arbeit notwendig ist. Ist das vielleicht eine *Practical Art* in eurem Sinne (Girgensohn/Haacke/Karsten 2020, im Druck)?

ANDREA: Ich würde auf jeden Fall sagen, dass das eine Form von Forschung ist. Und sie ist aus der Praxis und hoffentlich auch für die Praxis – in jedem Fall ist sie nah an der Praxis. Also mit *Practical Art* meinen Katrin Girgensohn, Stefanie Haacke und ich ja mit Bezug auf Stichweh eine Disziplin, „die nicht nur praktisch und angewandt, sondern zwangsläufig auch interdisziplinär konzipiert“ (2013: S. 3) ist. Stichweh nennt als Beispiele Soziale Arbeit, Business Economics, Erziehungswissenschaften und Gesundheitswissenschaften. Eine solche Definition würde schon gut zu unserem Feld passen, finde ich. Disziplin und Profession sind hier eng verzahnt. Wir arbeiten ja auch angewandt. Und gerade sprechen wir über eine fach- und kultursensible und im ethnographischen Sinne forschende Praxis, letztlich also auch über Interdisziplinarität (wenn auch in einem ganz besonderen Sinne).

Aber ich will sogar noch einen Schritt weitergehen, über das ethnographische Forschen im engeren Sinne hinaus. Du sagtest nämlich eben, es sei nicht unsere Aufgabe, Wahrheiten in den Fächern in Frage zu stellen. Stimmt und stimmt nicht. Ich glaube, dass jedes Verstehen-Wollen, jedes Eintreten in ein Feld „von außen“ dieses Feld verändert.

JAN: Ja, einfach durch den Kontrast, oder?

ANDREA: Jein. Durch den Kontrast und durch das Benennen von Unbenanntem, was dort passiert. Solches Benennen und In-Frage-Stellen muss aber nichts Offensives sein, es geschieht in ganz kleinen Momenten und oft ungewollt. Für meine Forschung mit Schreiber*innen habe ich eine Methode weiterentwickelt, die im arbeitspsychologischen Original „Autokonfrontation“ heißt. Menschen werden dabei bei ihrer Tätigkeit gefilmt und dann mit diesen Videoaufnahmen „konfrontiert“ (u. a. Karsten 2014). Um genau solche kleinen Kontrastierungen zu erzeugen. Und ich bin schon oft gefragt worden, ob „Video-

konfrontation“, wie ich das später genannt habe, nicht übergriffig ist. Beziehungsweise, ob der Begriff „Konfrontation“ nicht falsch ist für das, was ich da gemacht habe: Schreiber*innen beim Schreiben filmen und sie danach zu ihrer Tätigkeit auf den Videos befragen – eine Art Videoethnografie. Ja, es ist übergriffig. Jede Forschung ist das. Jedes Übertreten des Alltäglichen ist eine Intervention. Und nein, es ist nicht brutal, im Gegenteil. Trotzdem ist der Begriff „Konfrontation“ m. E. gerade richtig dafür – Gegenüberstellen.

JAN: Ich finde, dass es sehr auf die Haltung der forschenden Person ankommt.

ANDREA: Ganz genau.

JAN: Man könnte vielleicht vom „Spiegeln“ sprechen. Man muss die eigene Position klar haben, um nicht durcheinanderzukommen. Und dann ist ja auch die Frage, wie vorsichtig oder wie forsch, wie offen oder wie voreingenommen, wie überheblich oder wie selbstreflektiert man vorgeht, wie viel Raum man gibt und wie viel Raum man einnimmt: Als Forscher*in, wenn man Schreiber*innen beobachtet oder Texte analysiert, und als Schreibdidaktiker*in, wenn man mit den Mitgliedern der fremden Fachkultur über ihre Praktiken und Texte spricht.

ANDREA: Der Begriff des Spiegeln gefällt mir gut. Noch besser gefällt mir aber der Begriff der Brechung – also das verzerrte Widerspiegeln. Meiner Meinung nach fußt jede Interaktion, die zwischen Menschen passiert, genau auf diesem Prozess. Das Widerspiegeln und Brechen von Sinn passiert in der Reaktion der anderen Person auf das eigene Gesagte. Es gibt ein schönes Zitat des Sprachphilosophen Valentin N. Vološinov:

Das Zeichen [er meint Sprache als Geschehen zwischen Menschen] existiert nicht einfach als Teil der Wirklichkeit; es ist die Widerspiegelung und Brechung einer anderen Wirklichkeit, wobei es diese Wirklichkeit verzerrt oder wahrheitsgetreu wiedergeben [sic!] oder sie von einem bestimmten Gesichtspunkt wahrnehmen kann usw. (Vološinov 1929/1975: 56).

Mir ist es wichtig, dass sich Personen in unserem Feld bewusst sind, dass sie diese Widerspiegelung und Brechung leisten, sobald sie mit Ratsuchenden, Lehrenden und Studierenden über deren Schreiben sprechen. Das bedeutet viel Verantwortung – schon das bloße Sprechen über das Schreiben. Und es beinhaltet immer die Chance zu Veränderung, vor allem, wenn es mit Wertschätzung geschieht. (Das klingt ein bisschen pathetisch, aber gut, wir wollten ja unsere Wertvorstellungen ansprechen ...)

JAN: Das macht nichts. Ich finde das wichtig.

ANDREA: Diese Überlegungen zeigen mir: Wir brauchen als Feld ein Verständnis davon, was wir eigentlich tun. Ich glaube, wir kommen nicht umhin, einen Begriff – besser gesagt: viele und kontrovers zu diskutierende Begriffe – vom Schreiben zu entwickeln, aber

auch von Didaktik und von Beratung und von Forschung. Ich glaube an diesem Punkt in der Zukunft, wenn wir schon nicht mehr darüber reden, ob wir eine Disziplin oder eine Profession sind oder doch „nur“ ein Feld, da werden wir genau diese grundsätzlichen Diskurse geführt haben und unser Selbstverständnis als „Wissenschaft-oder-X“ reflektiert haben.

JAN: Ich denke, dass wir durch das „Spiegeln“ und das kollaborative Lernen in den Fächern beiläufig das gesamte Hochschulsystem nachhaltig und tiefgreifend beeinflussen werden. Und: Ja. Die Frage, ob wir eine Profession oder eine Disziplin sind, stellt sich irgendwann vermutlich nicht mehr. Wir werden beides sein. Das wäre zumindest mein Ziel. Aber ich glaube, dass wir einen längeren gemeinsamen Lern- und Selbstverständigungsprozess brauchen, um unsere Werte und Haltungen, um unsere Wärme und Freundlichkeit nicht im schnellen akademischen Aufwuchs zu verlieren. Denn sonst funktioniert unsere Arbeit irgendwann nicht mehr und es ändert sich auch nichts.

ANDREA: Da stimme ich dir zu – wir brauchen Zeit. Und wir brauchen Selbstreflexion, und zwar auch in diesem Fall im Sinne von Brechung und Widerspiegelung! Mein Ziel für uns – oder mein Wunsch – ist dann vielleicht: eine *Reflective Practical Art* zu werden.

Postskriptum

Das passiert also in schriftlichen „Kaffeepausengesprächen“ – Texte werden persönlich. Wir möchten diesen schriftlichen Dialog als eine besondere Beitragsform zu der oben skizzierten Kontroverse im Feld der Schreibdidaktik und Schreiberberatung an Hochschulen in Deutschland anbieten. Mit uns sprechen hier zwei von mittlerweile sehr vielen Kolleg*innen aus diesem Feld. Mit diesem Schreibgespräch wollen wir auch sichtbar machen, dass „hinter“ Kontroversen in akademischen Feldern viele einzelne Menschen mit persönlichen Ansichten stehen, die aber immer auch durch ihre ganz spezifischen Positionen in fachkulturellen und anderen Diskursen geprägt sind. Welche Positionen wir in der aktuellen Kontroverse genau innehaben, das haben wir in dieser ungewöhnlichen und spontanen Form des Schreibgesprächs übereinander (und vielleicht auch über uns selbst) überhaupt erst herausgefunden. Rhetorisch wäre es sicher schön gewesen, wenn wir extremere Positionen zu den oben aufgeworfenen Fragen nach Profession oder Disziplin und nach Anerkennung oder Warmherzigkeit vertreten hätten. Heimlich haben wir das vor diesem Schreibgespräch sogar vermutet, aber es hat sich überraschend nicht bestätigt. Wir finden es selbst besonders interessant zu überlegen, warum wir inhaltlich recht schnell von der Frage abgekommen sind, was unser Feld sein sollte, und bei dem gelandet sind, was wir als in diesem Feld Tätige dort möglicherweise in der Zukunft tun: forschen, beraten oder beides? Die Frage muss also nicht (nur) sein: Disziplin oder Profession? Die Frage kann auch lauten: Welche Qualität – im Sinne von Charakter, aber auch im Sinne von Werten –

soll unser Feld haben? Und wie ist der Weg in die Zukunft? Es mag banal klingen, aber wir können diesen Weg gestalten, und zwar auf eine reflektierte und gerne auch selbstkritische Art und Weise. Schön wäre es, wenn im Zentrum die Akteur*innen stünden, mit denen wir arbeiten – ob wir sie nun beforschen oder beraten oder beides.

Literatur

- Girgensohn, Katrin/Haacke, Stefanie/Karsten, Andrea (2020, im Druck): Disziplin Schreibwissenschaft? Kritische Überlegungen zur Entwicklung einer „Practical Art“. In: Huemer, Birgit/Doleschal, Ursula/Wiederkehr, Ruth/Brinkschulte, Melanie/Dengscherz, Sabine E./Girgensohn, Katrin/Mertlitsch, Carmen (Hrsg.): *Schreibwissenschaft – eine neue Disziplin. Diskursübergreifende Perspektiven*. Wien: Böhlau.
- Karsten, Andrea (2014): *Schreiben im Blick. Schriftliche Formen der sprachlichen Tätigkeit aus dialogischer Perspektive*. Berlin: Lehmanns Media.
- Kreitz, David/Röding, Dominik/Weisberg, Jan (2019): Professionalisierungstendenzen in der Hochschulschreibdidaktik. Erkenntnisse aus dem Schreibdidaktiksurvey 2014. In: Hirsch-Weber, Andreas/Loesch, Christina/Scherer, Stefan (Hrsg.): *Forschung für die Schreibdidaktik: Voraussetzung oder institutioneller Irrweg?* Weinheim Basel: Beltz Juventa, 32–46.
- Lebock, Sarah (2020): Wann bin ich wer? Peer-Berater*innen im Spannungsverhältnis. In: *JoSch – Journal der Schreibberatung*. 1/2020. 59–70.
- Stichweh, Rudolf (2013): Die Unhintergebarkeit von Interdisziplinarität: Strukturen des Wissenschaftssystems der Moderne. Online im WWW. URL: https://www.fiw.uni-bonn.de/demokratieforschung/personen/stichweh/pdfs/101_stw_die-unhintergebarkeit-von-interdisziplinaritaet.pdf (Zugriff: 16.07.2029).
- Vološinov, Valentin N. (1929/1975): *Marxismus und Sprachphilosophie. Grundlegende Probleme der soziologischen Methode in der Sprachwissenschaft*. Frankfurt/Main u. a.: Ullstein.

Autor*innen

Andrea Karsten, Dr., ist Koordinatorin des Kompetenzzentrums Schreiben an der Universität Paderborn. In Schreibdidaktik und -forschung befasst sie sich schwerpunktmäßig mit individuellen und fachkulturellen Schreibpraktiken von Promovierenden und Lehrenden.

Jan Weisberg leitet die Schreibwerkstatt im Servicezentrum Lehre der Hochschule Hannover. In dieser Funktion berät er Studierende, gibt Seminare und Fortbildungen und entwickelt gemeinsam mit Fachlehrenden Konzepte und Methoden für integrierte fachliche Schreibdidaktiken.